

Auf dem Weg zur Weltliteratur

Schreiben in der arabischen Welt

„Arabische Literatur, ah, *Tausendundeine Nacht*. Wunderbar, der Orient.“ Der Ausruf wird seltener, aber es gibt ihn, laut oder leise, noch immer – auch aus kultiviertem Mund. Dann lächelt man und sagt: „Ja, auch *Tausendundeine Nacht*, aber eben, nur auch.“

Der Ausgangspunkt dieser Jubelrufs, dieser Verzückung beim Gedanken an „Orientalisches“, dieser Identifikation des Orients mit *Tausendundeine Nacht* ist genau dreihundert Jahre alt. Ein bedenkenswertes Jubiläum, weil das Phänomen bis heute andauert und bis heute vielerorts den „normalen“ Zugang zu arabischer Literatur versperrt.

Die Grundlage der Orientverzückung

Im Jahre 1704 veröffentlichte ein französischer Professor für orientalische Sprachen namens Antoine Galland das erste seiner schliesslich zwölf Bändchen mit Übersetzungen der *Erzählungen aus den Tausendundein Nächten*. Es war eine wahrhaft bahnbrechende Tat. Nicht so sehr wegen der reinen Übersetzungsleistung, sondern wegen der Wirkung dieser Arbeit auf das europäische Denken und Urteilen während der folgenden Jahrhunderte.

Zunächst erlebten die *Contes arabes*, so Gallands Untertitel, während des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen atemberaubenden Willkomm in Europa, etwas, das der französische Professor nicht vorhersehen konnte. Für ihn war es eine literarische und akademische Arbeit, um die Kenntnis vom Orient, bzw. dessen Literatur weiterzugeben. Für die Europäer wurde die Sammlung zum Traumbuch, das sie dann nicht selten für ein historisch soziales Dokument über das Leben in Westasien ansahen. *Tausendundeine Nacht* wurde zum Inbegriff des Orients, der, historisch gesehen, Ende des 17. Jahrhunderts für die Europäer aufgehört hatte, bedrohlich zu sein.

Diese spezielle Sichtweise auf den Orient und seine Literatur hat bis heute Folgen für die Betrachtung der arabischen und der islamischen Welt insgesamt. Seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, so Maxime Rodinson, der jüngst in hohem Alter verstorbener französischer Fachmann für die arabisch-islamische Welt, „sah man den Islam nicht

mehr als das Land des Antichristen, sondern im wesentlichen als das einer exotischen, malerischen Kultur, die in einer Märchenwelt voller guter oder böser launischer Geister existierte – all das zum Entzücken eines Publikums, das schon so viel Gefallen an europäischen Märchen gefunden hatte“.

Die moderne arabische Literatur jedoch begann ihre Entwicklung erst lange, nachdem sich die Sicht auf „den Orient“ in Europa in dieser Weise festgelegt hatte.

Tausendundeine Nacht ist für sie eine von verschiedenen Quellen literarischer Inspiration geworden, wie viele Hinweise zeigen.

In seinem autobiografischen Roman *Safranerde* berichtet der ägyptische Schriftsteller Edwar al-Charrat, wie der Junge, der er einst war, zum erstenmal eine vierbändige Ausgabe von *Tausendundeine Nacht* in die Hand bekommt. Unter dem Titel stand „Mit seltsamen Berichten / und ergötzlichen Geschichten // Über Nächte voller Leidenschaft / und der Liebe und der Sehnsucht Kraft // Mit Bildern von ganz hervorragender Art / wie selten sie gesehen ward // Mit Dingen voller Merkwürdigkeiten / und Wunderbarem aus allen Zeiten.“ Und über seine Lektüre dieses Buches samt ihren Folgen schreibt der Autor: „Dann glitt ich ins Land von *Tausendundeine Nacht*, betrat es und habe es bis heute nicht verlassen.“

Edwar al-Charrat ist eine der ganz grossen Gestalten in der zeitgenössischen arabischen Literatur, einer der Autoren, die diese Literatur in ihrer Entwicklung über die letzten fünfzig Jahre entscheidend mitgeprägt haben, eine Literatur, die gleichzeitig alt und jung ist.

Eine alte Literatur

In welchem Ausmass die moderne, die zeitgenössische arabische Literatur Erbin der europäischen, in welchem Ausmass sie Erbin der eigenen „klassischen“ Literatur sei, ist noch immer ein Diskussionsthema unter arabischen Literaturschaffenden und –kritikern, wiewohl nicht mehr so intensiv wie auch schon. Doch die Frage bleibt und hat für manche sehr viel mit Identität zu tun. Sollte alles europäischer Import sein/gewesen sein, oder sind nur die Anregungen aus Europa gekommen, aus dem Westen, die das Vorhandene in neue Bahnen lenkten, eine neue Entwicklung einleiteten? Und welche Rolle spielte und spielt dann die vorhandene arabische Literatur, das Schrifttum aus vergangenen Jahrhunderten?

Etwas nämlich ist wesentlich für diese Literatur, die moderne arabische, etwas, das sie gemein hat mit einigen anderen, etwas aber auch, wodurch sie sich von vielen anderen

Literaturen unterscheidet: Hinter ihr steht eine eineinhalbtausendjährige Schriftkultur, eine immense Literatur, die auf die Zeit kurz vor dem Erscheinen des Islam Anfang des 7. Jahrhundert. n.Chr. zurückgeht, dann aber besonders mit diesem, bzw. in dessen Zeit eine bemerkenswerte Entwicklung angetreten hat. Im Rahmen von Poesie und Prosa, als Geschichtsschreibung und wissenschaftliche Abhandlung, als theologische und staatsrechtliche Werke, als Fürstenspiegel oder *Erzählungen aus* den schon erwähnten, den berühmt-berüchtigten *Tausendundein Nächten*, hat sich in den Jahrhunderten nach dem Auftreten des Islam ein grosser literarischer Reichtum entwickelt, ein Kanon von Formen und Stilen, besonders deutlich festzumachen an der Poesie. Diese hat dann auch bis in die neueste Zeit das meiste Beharrungsvermögen bewiesen, sich neuen Entwicklungen gegenüber am verschlossensten gezeigt und ist letztendlich nun am gründlichsten umgestaltet worden – von metrisch festgelegten Mustern zum Prosagedicht im Stile des in der arabischen Welt schon lange hochgeschätzten T.S.Eliot. Auch inhaltlich war vieles festgelegt und wurde in immer neuen Varianten beschrieben. Oder andersherum: vieles wurde nicht beschrieben, war nicht Thema der Literatur, zumindest nicht der „hohen“, der angesehenen. Denn hier liegt eine wesentliche Kluft in der Geschichte der arabischen Literatur: eine Kluft, die bis heute nachwirkt: Die theologisch orientierte Gelehrtenwelt hat sich streng ferngehalten von der Unterhaltungsliteratur, von fiktivem literarischem Schaffen. Bei ihrem Schreiben lag immer der Anspruch der Ernsthaftigkeit und/oder der Belehrung mit Tatsachen, auch skurrilen, zugrunde. Die „orientalischen“ Märchen vom Schlage derer aus *Tausendundeine Nacht* galten diesen Schichten im allgemeinen als dümmliche Histörchen, selbst wenn sie die Ängste und Sehnsüchte, das Leben und das Denken breiter Bevölkerungskreise ausdrückten. Schliesslich waren sie ja auch häufig in einer Sprache festgehalten, die der Gelehrtenwelt als fehlerhaft galt, da sie der Umgangssprache angepasst war – eine Debatte, die sich bis heute gehalten hat! Die Gelehrtensprache dagegen folgte ihren eigenen festen Regeln und Ausdrucksweisen, deren Kenntnis Eintritt in den Zirkel einer Bildungselite gewährte.

Ein Chronist aus dem Bagdad des 10. Jahrhundert erzählt, einmal habe er den Kronprinzen im Palast unterrichtet – Poesie war dran –, als die Tür aufging, einige Diener der Grossmutter des Prinzen hereinplatzten und alle Bücher, die auf dem Tisch lagen, mitnahmen. Als sie sie nach einiger Zeit wieder zurück brachten, habe der über das Misstrauen bezüglich seiner Lektüre erboste Kronprinz ihnen aufgetragen, ihren Auftraggebern auszurichten, all diese Bücher seien seriös und anständig, es handle sich

lediglich um Werke über den Propheten Muhammad, das islamische Recht, die Dichtung, die Geschichte, Dinge also, die den Menschen vollkommen machten. „Es ist keines jener Bücher dabei, die ihr so eifrig lest, wie ‚Die Wunder des Meeres‘ oder ‚Sindbads Abenteuer‘.“

Das sass! Sindbads Reisen, die weltberühmten Abenteuer des ebenso berühmten Seefahrers als wertlose Lektüre für Domestiken, sozusagen als Lore- oder Jerry-Cotton-Romane des 10. Jahrhunderts. Eine Bewertung, die weit von der heutigen, natürlich auch in der arabischen Welt, entfernt ist. Denn gerade auch dort, in der arabischen Welt, befruchten die Erzählungen aus *Tausendundeine Nacht* Autoren und Autorinnen. Schehresâd, die Erzählerin, Sindbad, der Seefahrer oder Harûn al-Raschîd, der Kalif im geheimnisvollen Palast in Bagdad, und viele weitere Figuren sind ebenso Teil des literarischen Erbes wie das andere genannte Schrifttum, das „seriöse und anständige“. Bei dieser Kluft zwischen „Volk“ und Gelehrten, zwischen Leben und Literatur, setzte dann auch viel moderne Kritik an, lag häufig auch der Ausgangspunkt bei der Entstehung der modernen arabischen Literatur. Beispielsweise bei einem ihrer Gründerväter, dem vor fünfzehn Jahren fast hundertjährig verstorbenen Libanesen Michaïl Nuaima, der schon recht früh im 20. Jahrhundert ausrief, Literatur und Leben seien nicht voneinander zu trennende Zwillinge. Literatur, die nichts mit dem gelebten Leben zu tun habe, sei tot, nutzlos. Er selbst folgte seinem Aufruf und schrieb zur Zeit des Ersten Weltkriegs einige bemerkenswerte Erzählungen über das libanesisches Dorfleben jener Zeit, literarisch orientiert – wie nicht wenige arabische Autoren und Autorinnen – an den russischen „Klassikern“, in deren Land er einige Jahre lang studiert hatte.

Veränderungen werden jetzt wahrgenommen. Nicht mehr im herkömmlich abstrakten oder theologisch eschatologischen Sinn von der immer schlechter werdenden Welt, die dann am Ende der Tage gerichtet wird. Vielmehr wird das beschleunigt sich verändernde Leben wahrgenommen und beschrieben, Individuen im Kampf gegen das Kollektiv oder vielleicht noch die menschliche Natur im Rahmen sich wandelnder Verhältnisse. Der Versuch also einer literarischen Selbstfindung, einer Wiedergabe der Welt, einer Schaffung von Gegenwelten – und all das vor dem Hintergrund sich intensivierender Beziehungen, positiver und negativer, mit dem Rest der Welt, besonders dem Westen. So ist auch das Verhältnis zum Westen in unzähligen Varianten und Schattierungen lange Zeit bestimmendes Thema der arabischen Literatur gewesen und bis heute eines der grossen Themen dieser Literatur geblieben.

Das Verhältnis zum Westen

Wenn die Ägypterin Salwa Bakr (geb. 1949) in der Kurzgeschichte „Die Seele, die nach und nach gestohlen ward“ implizit einen Unterschied zwischen zwei Kategorien von westlichem Import in Ägypten macht, einem kulturell wertvollen, bildenden (Zeitungen, Kino, Theater) und einem verdummenden und deshalb kulturell wertlosen (TV-Werbung und Schnickschnack für die moderne Lebensgestaltung), so führt sie ein Thema weiter, das schon Rifâa al-Tahtâwi ansprach. Dieser, der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine ägyptische Studentengruppe nach Paris begleitete, erklärt im Vorwort seines Berichts über diesen Aufenthalt, gewisse Dinge könne man mit Gewinn in Ägypten übernehmen, anderes bleibe besser in Frankreich, da es nicht ins Land am Nil passe. Zwischen diesen beiden Werken, den Reflexionen al-Tahtâwis von der Mitte des 19. Jahrhunderts und der Kurzgeschichte Salwa Bakrs vom Ende des 20. Jahrhunderts, stehen zahllose Varianten dieses Themas, die auch unterschiedliche Bewertungen des Verhältnisses zum Westen kennen. Bevorzugtes Muster ist dabei der Student (inzwischen auch die Studentin), der/die in ein europäisches Land (inzwischen auch die Vereinigten Staaten) kommt. Dort jedoch ist er/sie, wissenschaftlich an der Universität und menschlich im täglichen Kontakt, Einflüssen ausgesetzt, die ihn/sie seelisch und weltanschaulich erschüttern und die ihn/sie zunächst in der Fremde, dann, nach der Rückkehr, zuhause zwingen, sich selbst und seine/ihre Herkunftswelt zu überdenken.

Einer der Klassiker dieses Themas ist *Die Öllampe der Umm Hâschim*, ein kurzer Roman des 1991 in hohem Alter verstorbenen Ägypters Jachja Hakki. Darin reist ein junger Ägypter zum Studium der Augenheilkunde, der Wissenschaft vom Sehen also(!), nach England, erlebt dort die Liebe zu einer Engländerin und erlernt die westliche Wissenschaft. Nach vieljährigem Aufenthalt kehrt er zurück, nur um zuhause eine Kultur vorzufinden, die er mit seinem inzwischen ausgebildeten kritischen Bewusstsein zunächst als völlig veraltet, ja, abstrus einstuft. Als er seine Mutter sieht, die das Augenleiden seiner Cousine, einem alten Brauch folgend, mit Öl aus der Lampe in der Moschee der Umm Haschim behandelt, rennt er los, zerschlägt diese Lampe und wird dabei fast von der Menge gelyncht. Erst allmählich gelingt es ihm, so die vielleicht nicht ganz unproblematische Lösung, eine Harmonie zwischen moderner Wissenschaft und traditionellen Überzeugungen zu finden und damit den einfachen Leute zu helfen.

Ähnlich in der Grundstruktur ist in mancher Hinsicht der epochemachende Roman des Sudanesischen Tadjib Salich, *Zeit der Nordwanderung*, in dem von einem Sudanesischen in England erzählt wird, der seine grosse Intelligenz zu einer bemerkenswerten akademischen Karriere nutzt, gleichzeitig aber, in einer Art Doppelleben, verschiedene Frauen in den Selbstmord treibt und eine sogar umbringt. Es sind Frauen, die in ihm ihren Traum vom Orient zu finden glauben, während er sich an der britischen Gesellschaft für die seinem Volk zugefügte Erniedrigung rächt – all das natürlich nicht immer bewusst!

Andere Varianten des „Ost-West-Beziehungen“ siedeln die Handlung nicht im geografischen Raum Europa vs. arabische Welt an, sondern innerhalb der arabischen Welt oder eines arabischen Landes. Beispielsweise kann das Verhältnis Stadt-Land oder das Verhältnis von zwei Stadtteilen innerhalb derselben Stadt dieselbe Funktion mit demselben Gefälle übernehmen.

In einem der gelungensten Romane des ägyptischen Nobelpreisträgers Nagib Machfus, *Die Midaq-Gasse*, ist die Gasse eine in sich abgeschlossene Welt, bewohnt von einer Gruppe verschiedenartiger Menschen. Sie alle werden in ihrem täglichen Leben gezeigt. Ihre klar umgrenzte Umgebung, die Gasse eben, ist auf einer Seite auf eine geschäftige Altstadtstrasse hin geöffnet, die ihrerseits in die neuen Stadtteile, die Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts gebaute „europäische“ Stadt, mündet. Von dort, von jenem Bereich mit den prunkvollen Läden, den breiten Strassen und den feinen Leuten, geht eine Sogwirkung auf die Gasse aus. Dort wollen oder müssen viele arbeiten gehen, denen die Gasse ein Zuhause ist; dorthin zieht es aber auch manche, die über die Gasse hinaus wollen; und von dort dringen Neuerungen in die Gasse ein (z.B. das Radio im Café), die alte Berufe (z.B. den des Sängers) obsolet machen. Doch wer die Gasse verlässt, gerät in Gefahr, nicht nur, wie die Protagonistin Hamîda, die Ehre, sondern sogar, wie ihr Verlobter Abbâs al-Hilw, das Leben zu verlieren.

Ein eher heiteres Beispiel des Stadt-Land-/Ost-West-Verhältnisses verdanken wir dem (französisch schreibenden) Marokkaner Driss Chraïbi. In *Ermittlungen im Landesinnern* fahren zwei Polizisten (etwas dümmlich aufgeblasen und, besonders der Ranghöhere, vollgepumpt mit amerikanischen Weisheiten über Verbrechensbekämpfung) aus der Stadt hinauf in ein Dorf im Gebirge. Dort sollen sie einen Mord aufklären. Doch die Mauer zwischen ihnen und der Dorfbevölkerung mit ihrer anderen Sprache, ihren besonderen Verhaltensweisen und ihrer ablehnenden Haltung allem gegenüber, was aus der Stadt kommt, lässt sie scheitern. Ja, das Scheitern geht so weit, dass der ranghöhere

Polizist schliesslich umgebracht wird. Und am Ende fahren zwei Polizisten aus der Stadt hinauf ins Dorf im Gebirge, um den Mord aufzuklären – da capo.

Die zunehmende Mobilität der Weltbevölkerung drückt sich auch im Rahmen diese Themas aus. Personen gehen nicht mehr einmal nach Europa und kehren endgültig von dort zurück. Sie bewegen sich hin und her. Familien verteilen sich auf verschiedenen Kontinente. Ehen zwischen Personen unterschiedlicher Herkunft sind keine Seltenheit. All das bietet literarischen Stoff.

In *Die Leidenschaft*, einem Roman der Irakerin Alia Mamdouch, hat sich das Ehepaar schon einige Jahre zuvor getrennt. Der Mann lebt, ein weiteres Mal verheiratet, im Irak, die Frau in Europa, der Sohn ist in England aufgewachsen – völlig britisch und doch fremd. Und nun trifft man sich in den Ferien in England. Eine bizarre schmerzliche Begegnung für sie alle, die so verschieden sind und so weit auseinander leben.

Heute ist manchmal Europa/der Westen nicht mehr der Ort, wo man Neues erfährt, Gutes oder Schlechtes, die Kultur, die man ob ihrer Leistungen bewundert oder ob ihres moralischen Verfalls oder ihres Materialismus verabscheut. Heute kann es auch zur Zuflucht werden, z.B. für die Gruppe von Arabern aus verschiedenen Ländern, die sich als politisch Verfolgte oder Enttäuschte in Hamida Naanas Roman *Keine Räume mehr zum Träumen* allabendlich in einem Pariser Café wiederfinden, um, lange Zeit untätig, Träumen von einer arabischen Welt nachzuhängen, wie man sie ihnen einst vorgegaukelt hat, und die Realität zu beklagen.

Das Thema vom Verhältnis zum Westen wächst und wandelt sich, erfährt immer neue Variationen und Ausgestaltungen, so dass es mitunter bis zur Unkenntlichkeit verändert wird.

Weitere Themen

Doch längst sind wesentliche andere Themen hinzugetreten. Das soziale Gefüge und die politische Struktur der arabischen Länder haben die *Situation der Frau* und das *Gefängnis* zu zwei wichtigen Themen der arabischen Literatur werden lassen. Am Beispiel der Situation der Frau(en) in der arabischen Gesellschaft, so glauben viele Autoren und eine stark wachsende Zahl von Autorinnen, liessen sich am klarsten die zentralen Probleme dieser Gesellschaften darstellen, zu denen die vielfältige Diskriminierung von Frauen gehöre, die ihre Lage oft als Gefängnis wahrnahmen. Eine Art Parallele dazu bildet das staatliche Gefängnis, gefüllt mit (mehrheitlich männlichen) politischen Häftlingen, die darin dafür büssen, anderer Meinung zu sein. Die

Palästinenserin Sahar Khalifa verbindet in ihren Romanen die beiden „Gefängnisse“ – das gesellschaftliche palästinensische für Frauen und das israelische politische für Männer.

Seit zwei bis drei Jahrzehnten gewinnt die Darstellung und die *Hervorhebung des Ich* auf verschiedene Weise an literarischem Boden. Das geht zwei Wege.

Da ist erstens die sich immer mehr verstärkende Tendenz, im literarischen Werk weniger das Gesellschaftliche oder das Politische in den Vordergrund zu rücken und dafür mehr das Individuum, eben das Ich als leidendes oder geniessendes auslotet. Der Roman *Das vierzigste Zimmer* des 1994 verstorbenen Palästinensers Dschabra Ibrahim Dschabra zum Beispiel ist eine bizarr-gespenstische Traumreise eines Menschen in sein Innerstes. Auch Majj at-Tilmissani, eine junge Ägypterin scheint symptomatisch für diese Tendenz. In ihrem Roman *Dunjasad* schreibt sie über die traumatisierende Erfahrung mit einer Totgeburt und die sich etwa über ein Jahr hinziehende Neuorientierung im Leben. Von ägyptischer Gesellschaft ist darin nicht die Rede. Dazu gehört auch das persönliche Erlebnis der Desillusionierung mit Gesellschaft und Politik, mit grosser Klarheit in *Lieber Herr Kawabata*, einem autobiografischen Roman des Libanesen Raschid al-Daïf, beschrieben: Ein Leben vom nordlibanesischen Dorf mit all seiner Enge und Wärme, hinaus ins revolutionäre Beirut und bis ans Ende des alle Illusionen und Träume zerstörenden Bürgerkrieges.

Noch deutlicher wird das Interesse am Ich in der drastisch wachsenden Zahl von Autobiografien, die in den vergangenen ein bis zwei Jahrzehnten das Licht des Buchhandels erblickten. Die Erklärung für diese wahrhafte Flut lässt sich wohl irgendwo zwischen zwei Extremen finden, zwischen der Selbstbestätigung, also einer positiven, optimistischen Tendenz als Ursache autobiografischen Schreibens, und dem Gefühl des Verlusts, also eher einer negativen, pessimistischen Tendenz. Dieses autobiografische Schrifttum zeigt aber oft eine eher „geteiltes“, nicht gespaltenes Ich. Autobiografien werden geschrieben als Stadtgeschichte, Sozialgeschichte u.a.m., sie zeigen somit oft eine geringere Ich-Ausprägung als das die westlichen Autobiografiedefinitionen erwarten liessen.

Des Menschen Welt

Von hier gibt es einen neuen Weg zurück in die überindividuelle Umgebung – über die Ökologie. Dies ist ein bislang kaum wahrgenommenes Thema in der zeitgenössischen arabischen Literatur. Aber es existiert, und es scheint im Zunehmen begriffen, denn

auch im Ausserliterarischen sind Themen der Umwelt und ihrer Bedrohung oder gar Zerstörung immer häufiger zu finden. Als ökologisch liessen sich natürlich schon Märchen und Geschichten interpretieren, die von Tieren oder Pflanzen, zumal Bäumen erzählen, die durch irgendeinen Zauber „geschützt“, das heisst, menschlichem Zugriff entzogen sind.

Zu diesem Thema gehörig ist sicher Tadjib Salichs Erzählung „Die Dûmpalme des Wad Hâmid“. Diese Geschichte wird bisher immer in den Themenkreis des Konflikts zwischen Tradition und Moderne gestellt, der selbstverständlich in engem Zusammenhang mit der Frage der Ökologie steht. Und aus vormodernen Überlieferungen gibt es so manchen warnenden Hinweis, so manche Zerstörungen hemmende Vorstellung. Tadjib Sâlich's Geschichte erzählt von einer solchen. In einem sudanesischen Dorf gilt ein Baum als Zentrum des Denkens und der Orientierung der gesamten Bevölkerung. Deswegen wehrt sich diese, und zwar erfolgreich, gegen Einrichtungen, denen der Baum oder Handlungen, die mit diesem in Zusammenhang stehen, zum Opfer fallen müssten – eine elektrische Pumpe und eine Anlegestelle für den Dampfer. Das Argument, das dafür vorgebracht wird: Die Menschen sollten lernen, dass es für den Baum *und* für die Neuerungen Platz geben müsse, dass Einrichtungen nicht einfach per Dekret, d.h. von der Zentralregierung, geplant und installiert werden dürften, und auch nicht können, solange die Bevölkerung noch an dem ihr eigenen Leben festhalte. Und wenn einmal kein Widerstand mehr gegen das Fällen des alten Baumes erfolge, dann sei dies ein Zeichen für eine grundlegende Entfremdung von der alten Lebensweise. Bisher wenigstens, so in der Geschichte, sei für Baum *und* Wasserpumpe Platz.

Ein solcher Optimismus ist schon bei Nagib Machfus nicht mehr zu finden. Er hat 1988 einen kleinen, stark autobiografisch gefärbten Roman veröffentlicht. *Kuschtumr*, der Titel ist der Name eines Cafés in Kairo. Darin trifft sich eine Gruppe von Männern seit Oberschultagen allwöchentlich im selben Café – inzwischen sind sie über achtzig. Es ist ein hübsches Stück Kultur- und Stadtgeschichte aus Kairo, nicht sehr anspruchsvoll, aber informativ. Es wird da viel von der guten alten Zeit geträumt, und ein Blick auf nichtfiktive Darstellungen Kairos macht deutlich, dass die Schwelgereien von einem früheren, einem anderen Kairo nicht ganz unbegründet sind. Die Beschreibungen der ägyptischen Hauptstadt ist mit einem Pessimismus durchtränkt, der weiter geht als die übliche Erinnerung eines alten Mannes über die gute, die bessere alte Zeit, als der Schnee noch weisser war.

Der Hinweis auf die törichte und unbedachte Zerstörung wird noch deutlicher bei Geschichten aus und über Kairo aus der Feder solcher Autor(inn)en, die das Kairo der zwanziger Jahre nicht mehr kannten, zum Beispiel des 1950 geborenen Muhammad al-Machsangi. Er hat in zahlreichen seiner Kurz- und Kürzestgeschichten die urbane Wüstenlandschaft Kairos beschrieben oder angedeutet.

„Die Pflöcke“ ist eine Kürzestgeschichte von nur zwanzig Zeilen. Es geht darin um einen Baum, dem die „moderne Entwicklung“ die Existenzgrundlage entzieht und dessen Wachstum deshalb in falsche Kanäle gelenkt wird. Ein Baum, der Luftwurzeln treibt, steht vor einem Hauseingang, der „verschönt“ wird durch Asphaltierung. Da diese dann bis unmittelbar an den Baumstamm reicht, haben die Luftwurzeln keinen Zugang mehr zur Erde. Der Baum kann sich nicht mehr „verankern“, sich nicht mehr an der Erde halten. Er wächst himmelan, hoch also, aber prekär, da nicht mehr gefestigt wie ein „Zelt, das ja auf einem einzigen mittleren Pfosten ruhe und von Dutzenden von Pflöcken gehalten werde“.

Auch von der schon erwähnten Salwa Bakr gibt es eine Erzählung über Bäume, „Einunddreissig schöne grüne Bäume“, die allmählich verschwinden. Die Erzählerin der Geschichte berichtet von psycho-somatischen Störungen bei sich selbst als Folge ihrer Wahrnehmung dieser Verarmung städtischer Flora.

Inzwischen kann man in der arabischen Literatur auch umfassendere Darstellungen der Katastrophen finden, auf die die Menschheit zusteuert. Eingebettet sind sie in konkrete Schilderungen gewisser lokaler Gegebenheiten und in umfassende mythische Vorstellungen. Zwei bemerkenswerte Beispiele sind der 1977 erstmals veröffentlichte Roman *Am Rande der Wüste* von Abdalrachman Munif und der 1990 erschienene Roman *Blutender Stein* von Ibrahim al-Koni.

Die Wüste in vielerlei Hinsicht ist Abdalrachman Munifs Thema. Die politische Wüste, die nur Repression hervorbringt, die ihrerseits seelische Wüsten schafft, wird in *Östlich des Mittelmeers* am Beispiel eines nie mit Namen genannten Landes geschildert. Die Naturwüste auf der Arabischen Halbinsel und ihre Verwandlung in eine Erdöl-Technowüste ist Thema der Pentalogie *Die Salzstädte*. Und Wüste und Verwüstung ist schliesslich auch das Thema in *Am Rande der Wüste*. Darin gibt es einen kleinen Ort in einer Steppe, irgendwo in der arabischen Welt, dessen Bewohner zum grössten Teil von der Jagd leben. Tiere bietet die Umgebung in Hülle und Fülle, und es gibt gewisse Regeln der Jagd, die der Weisheit der Alten entstammen. Weibliche Tiere, zumal trüchtige, seien zu schonen, eine „Übernutzung“, und das hiesse auch Jagd zum

Amusement, zu untersagen. Doch der Druck der Entwicklung ist stärker. Die Städter kommen ins Dorf und umgekehrt ziehen Bewohner aus dem Dorf in die Stadt und kehren nur noch in den Ferien mit ihren Freunden zurück, denen sie zeigen wollen, wie spannend die Jagd bei ihnen zuhause ist. Und so nimmt das Unglück seinen Lauf. Der Jagdradius wird bei immer geringerer Ausbeute immer weiter, und schliesslich kommt der Mann ums Leben, der, ein alter Kauz, immer vor dieser Entwicklung gewarnt hat; er kommt ums Leben – als Jagdführer! Auch er hat sich der Entwicklung nicht entziehen können.

Mehr noch, und jedenfalls anders als Abdalrachman Munif ist Ibrahim al-Koni ein Autor der Wüste. Und das in des Ausdrucks doppelter Bedeutung. Er, geboren 1948, stammt aus der Wüste, der libyschen, gehört den Tuareg an. Und er schreibt über jene Wüste, aus der er stammt. Von jenem Saum zwischen islamisch-arabischer und schwarzafrikanischer Kultur nimmt er seine Themen. In allen seinen Romanen ist der Mensch in der Wüste, auf der Suche nach Überlebensmöglichkeiten und nach einem Pfad, dem er folgen kann, sein Symbol.

Blutender Stein erzählt von einem allein in der Wüste, zwischen den mit uralten Zeichnungen gefüllten Höhlen, lebenden Ziegen- und Schafhirten, den das Zusammenleben mit Gazellen und anderen stolzen Tieren der Wüste gelehrt hat, diese Tiere nur sparsam oder gar nicht zu jagen, ihr Fleisch nicht zu verzehren. Denn die Gazellen sind die Seele der Sandwüste, die Steinböcke diejenige der Bergwüste. So lebt er mit seiner Ziegenherde, bis vom Norden fleischverschlingende Menschen kommen, die die Gebiete im Norden inzwischen leergejagt und alles Fleisch vertilgt haben, und die sich nun in ihrer Gier auf die Fauna der noch verbliebenen Regionen stürzen. Es sind Menschen, die mit Tierblut entwöhnt wurden und die nicht anerkennen wollen, dass in Tieren Seelen wohnen. Menschen aber, die nur noch nicht wissen dass sich des Menschen Sohn allein am Staub der Erde sattessen wird.

Hier kann die Darstellung der arabischen Literatur zur Ausgangsfrage zurückgehen: ist sie alt oder neu. Sie ist beides, indem sie die Welt von heute darstellt, und dies mit Rückgriff auf Traditionen, auf Überlieferungen, auf die Geschichte, auf das durch Jahrhunderte gespeicherte Gedächtnis, auf das Erbe. Wenn der Syrer Sakarija Tamer in seiner Erzählung „Der die Schiffe verbrannte“ Târik Ibn Sijâd, den Feldherrn des arabisch-berberischen Erobererheeres von Andalusien (711) vor ein Gericht zitieren lässt, um heutige Politik zu geisseln, wenn der Marokkaner Bensâlîm Himmisch in seinem Roman *Machtbesessen* einen ägyptischen Herrscher aus dem 11. Jahrhundert

darstellt, um Geschichtsverfälschung aufzuzeigen, wenn der Ägypter Gamal al-Ghitani in seinem Roman *Seini Barakat* die Zeit der osmanischen Eroberung Ägyptens (1517) zur Folie nimmt, um die Entwicklung der Repression in (s)einem Lande zu zeigen, wenn der Libyer Ibrahim al-Koni in allen seinen Romanen und Erzählungen die Traditionen und Überlieferungen der Tuareg verarbeitet, um das Menschenlos zu schildern, dann bedient sich diese Literatur zwar der alten Literatur, führt sie aber hinaus in die Arena der Weltliteratur.

Die arabische Literatur ist dort angekommen. Es bleibt nur, sie kennenzulernen, abseits oder jenseits von Orientträumereien.

Dr. Hartmut Fähndrich, Oktober 2004